

Doppler-Effekte

Der sanfte Germanist aus Innsbruck

WILLIAM COLLINS DONAHUE

Ehrlich gesagt bin ich mit der Lyrik nie so richtig warm geworden. Deshalb machte mich die Aussicht auf ein Überblicksseminar mit Texten von Klopstock bis Jandl ziemlich nervös. Normalerweise ließ ich gern durchblicken, wie motiviert ich war, und setzte mich in die erste Reihe, aber diesmal suchte ich mir einen Platz ganz hinten in dem schwach beleuchteten Raum, neben einer Frau, die ungefähr so alt war wie meine Mutter. Schauplatz: Middlebury College, das Inbild eines beschaulichen amerikanischen Campus, in hübscher Tallage zwischen den Green Mountains und den Adirondacks, mitten in Vermont. Zeit der Handlung: 1985 – das erste Jahr, in dem Alfred Doppler eine Gastprofessur an der beinah sagenumwobenen Middlebury German School wahrnahm.

Und was für ein Einstand das war. Zum Glück wurde das Gefühl, bei der Kurswahl einen Riesenfehler gemacht zu haben, durch eine neue Sorge ersetzt: Meine Nachbarin begrüßte mich mit Smalltalk. Ihr starker österreichischer Akzent war mir fremd, und das Deutsche ging mir noch nicht so flott über die Lippen. So war ich schwer beschäftigt – und froh, dass plötzlich die Tür aufging. Ein Streifen glorreichen Vermonter Sommerlichts fiel zu uns herein, und da kam auch, als beträte er eine Bühne, Alfred Doppler. Noch bevor wir seinen freundlichen Blick, seinen Kahlkopf und seine Adlernase erspähten, hörten wir diese Stimme. Oder, genauer gesagt: mehrere Stimmen. Ich wurde schon wieder nervös.

Es war im wahrsten Sinne des Wortes ein Auftritt. Er rezitierte nicht, er brachte etwas zur Aufführung – eines der Gedichte, um die es im Seminar dann gehen sollte. Heute noch höre ich, wie er Heines *Sie saßen und tranken am Theetisch* deklamierte und den subtilen Humor des Gedichts herauskehrte, der einem beim Lesen so leicht entgeht. Ich lachte laut auf und wusste von da an, dass ich hier richtig war. Ich belegte jeden einzelnen Kurs, den er in den folgenden Jahren als Gastprofessor anbot.

Allerdings ging es an jenem ersten Tag eher um einen der anakreontischen Dichter oder, weil man anfängt, wo's am schönsten ist, um Goethes *Prometheus*. Ich weiß es nicht mehr, denn der gesamte Kursverlauf war von großartigen Aufführungen geprägt. Sicher bin ich mir, dass der *Prometheus* irgendwann dran war. Nie werde ich vergessen, wie er uns entgegendonnerte:

Hier sitz' ich, forme Menschen
 Nach meinem Bilde,
 Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
 Zu leiden, weinen,
 Genießen und zu freuen sich,

Kunstpause, Blick auf die Anwesenden und durch uns hindurch, und dann scholl es himmelwärts:

Und dein nicht zu achten,
 Wie ich.

Wie so mancher von uns war Doppler zunächst Gymnasiallehrer gewesen. In der Schule hatte er gelernt, wie man sich ein Publikum verschafft. Er wusste, dass man sich nicht darauf verlassen durfte, dass alle den Stoff an sich schon spannend genug finden würden. Ganz im Gegenteil: Man musste ihn den Studentinnen und Studenten nahebringen, sie begeistern, hier und heute und in ihrer Mitte. Als junger Mann stand er wohl auf so mancher kleinen Bühne, und er sagte, er habe mehrere »tragende Rollen« gespielt. Das Wortspiel leuchtete uns, die wir Deutsch erst als Zweitsprache gelernt hatten, nicht gleich ein. Wir überlegten, ob dieser so bescheidene Mann sich wirklich brüstete, große Rollen gespielt zu haben, da erklärte er uns die Sache schon, indem er uns einen Kellner vorführte, mit unsichtbarer Serviette über dem einen Arm und einem Tablett auf der anderen Hand. Nein, es seien alles nur Nebenrollen gewesen, sagte er, und tatsächlich auch die eines Kellners. Damit konnte ich mich identifizieren, denn der Höhepunkt meiner eigenen Schauspielerlaufbahn war ein Auftritt in der Rolle des Franz gewesen; den Butler aus *The Sound of Music* behält wohl niemand in Erinnerung.

Wenn ich Alfred Doppler so beschreibe, laufe ich Gefahr, gerade denen ein falsches Bild zu vermitteln, die ihn noch nicht kennen. Denn er ist alles andere als ein selbstverliebter Professor, der gern die eigene Stimme hört. Im Gegenteil, er hätte kaum zurückhaltender sein können. (Eine Ausnahme mag die Regel bestätigen: Er unterstützte mich dabei, meinen ersten Aufsatz zur Veröffentlichung zu bringen. Naiv fragte ich ihn mit Bezug auf den Herausgeber der entsprechenden Zeitschrift: »Ach, Sie kennen den?« Dopplers Antwort: »Nein, aber er kennt mich wahrscheinlich.«) Doppler gab nie den akademischen Bonzen. Er kümmerte sich um uns, die wir bei ihm studierten. Gedichte auswendig zu lernen und herzusagen ist weder Kunststück noch reine Begeisterungsmaßnahme. Im Kern liegt darin sein Verständnis sowohl von Ästhetik als auch von Pädagogik.

So gut er sich in der Linguistik und der Literaturtheorie auskennt, ist Doppler im Grunde doch ein Literaturhistoriker, der es für wichtig hält, dass wir wichtigen literarischen Werken Gehör verschaffen, Raum und im Zweifel sogar Recht geben. Anders als jene furchtlosen Recken, deren »kritische« Methoden ihnen

immer schon vorher eingeben, welche Antworten die richtigen sind, deren lange ungebrochene Vorherrschaft dank der jüngsten und geistreichen Beiträge von Rita Felski, Toril Moi, Amanda Anderson und anderen nun aber langsam zu Ende zu gehen scheint, war Doppler nie ein Verfechter allumfassender Theorien.¹ Er verkörperte das, was meine andere akademische Lehrerin Margaret R. Miles einprägsam »die Hermeneutik des guten Willens« nannte. Dazu gehört das redliche Bemühen, erst einmal *mit* dem Text zu lesen und ihn allenfalls danach dekonstruktivistisch gegen den Strich zu bürsten. Ich kann heute nicht mehr sagen, ob Doppler damals Heidegger oder Gadamer zitierte; jedenfalls führte er uns die (immer nur vorläufige) Verschmelzung von Selbst und Kunstwerk in der dichterischen Vergegenwärtigung vor Augen, die er keineswegs für sich allein reklamier-te, sondern uns allen empfahl.

Allerdings macht das Wort »Empfehlung« nicht deutlich genug, wie behutsam und doch bestimmt er uns davon überzeugte (und keineswegs dazu verpflichtete), gemeinsam einen »Liederabend« auf die Beine zu stellen. Die Variante, auf die wir uns einigten, sollte auch Avantgarde- und experimentelle Lyrik enthalten. Jeder suchte sich ein oder zwei Gedichte aus, lernte sie auswendig und führte sie am Semesterende vor der versammelten Studierendenschaft und dem Lehrkörper der German School auf. Wie er auch für jeden von uns eine eigene Prüfungsfrage formulierte, so achtete er darauf, dass in jedem ausgesuchten Gedicht etwas Persönliches zum Ausdruck kam. Er probte einzeln mit uns und half uns, Lücken zu schließen und Fehltritte zu vermeiden. Den Abend werde ich nie vergessen – und zwar nicht nur, weil ich bei Heines *Die Wanderratten* (zweimal) hängenblieb (Doppler sprang mir bei, indem er mir die Zeilen zuflüsterte). Einen Moment der Verlegenheit empfinde ich nicht als Schande. Nein, mir ist der ungeheure Spaß in Erinnerung geblieben, den wir beim szenischen Spiel hatten, und die Verbundenheit mit Heine, die sich während der vielen Stunden einstellte, in denen ich (eben nicht völlig erfolgreich) versuchte, mir seine Zeilen einzuprägen. Ich lernte das Gedicht gleichsam von innen her kennen. Und die Worte anderer großer Dichter wurden mir durch die Stimme des einen und den Tonfall des anderen Kommilitonen vertraut.

Wir gingen das Ganze keineswegs blauäugig an, und Doppler erst recht nicht. Er sagte mir, einige Kollegen witzelten über die angeblich »rückständige« und irgendwie »verdächtige« Veranstaltung, bei der es übrigens keineswegs darum ging, Werke der Hochkultur unkritisch anzuhimmeln. Zugegeben, der *Erkönig* war mit dabei – welcher amerikanische Deutschstudent kann dem schon wider-

1 | Man könnte in diesem Sinne Doppler einigermaßen als den Ahnherrn der folgenden Schlüsseltexte ansehen: Toril Moi: *Revolution of the Ordinary*. Literary Studies After Wittgenstein, Austin, and Cavell. Chicago 2017; Rita Felski: *The Limits of Critique*. Chicago 2015; Rita Felski: *Hooked*. Art and Attachment. Chicago 2020; Character. Three Inquiries in Literary Studies. Hg. von Amanda Anderson, Rita Felski und Toril Moi. Chicago 2019.

stehen? Aber neben ein paar weiteren romantischen Liedern gab es auch Jandl (mehrstimmig und damit noch witziger!), Brecht, Celan, Schwitters, Benn, Enzensberger, Kunert und viele, viele andere. Dank dieser Übung lebt in mir noch heute mehr deutsche Dichtung als durch jede wissenschaftliche Methode, die ich je angewandt habe. Wie aus dem Nichts tauchen manche Zeilen auch nach all den Jahren noch hin und wieder auf.

Wir lernten skandieren, untersuchten Metren, Rhythmen und Genres. Und wir widmeten uns natürlich auch geschichtlichen Umständen und Biografien. Aber im Kern ging es darum, ein Gedicht (oder Werk) zur Heimat zu machen und es dann erst kritisch zu beäugen. Doppler blieb auch hierbei wachsam: Wir können uns nie ganz selbst vergessen, um einem Gedicht den Vorrang zu lassen, und das wäre auch nicht richtig. Brecht zufolge müssen wir einem Kunstwerk manchmal auch widersprechen (»talk back«, sagt David Constantine²). Doppler wollte nur, dass wir erst einmal genau hinhören und uns das Gedicht so sehr zu eigen machen, dass es uns später einmal unaufgefordert ansprechen und auch überraschen würde.

In mein eigenes pädagogisches Repertoire habe ich das sofort aufgenommen. Jahrelang habe ich meinen Studentinnen und Studenten die Kassette mit der Aufnahme aus Middlebury vorgespielt – bis es keine Kassettenrekorder mehr gab. Viele haben freudig gelernt, aufgeführt und mitgeschnitten oder sogar eigene Verse verfasst.³ Doppler hat auf diese Weise das Leben vieler Studierender bereichert, denen er nie begegnet ist.

Die kritischen Intellektuellen der Nachkriegszeit und besonders der 1960er-Jahre und ihrer Nachwehen betrachteten den literarischen Kanon mit immer größeren Vorbehalten und wehrten sich gegen die vermeintliche ideologische Unterwanderung durch geheime Botschaften. Der spannungsvolle Höhepunkt war möglicherweise mit der Habermas/Gadamer-Debatte erreicht, und es ist wohl unstrittig, dass Habermas den Sieg davongetragen hat.⁴ Unsere Aufgabe war es, die Tradition »auf den Prüfstand zu stellen« und dafür »subversive« Texte zu finden, die sich der herrschenden Machtverhältnisse erwehren. Um jeden Preis sollten wir vermeiden, dass unser Fach zum Bestandteil dessen wurde, was Adorno »affirmative Kultur« nannte.

Dopplers wissenschaftliche Laufbahn begann zeitgleich mit dem Aufkommen kritischer Theorien, und er hat sich mit ihren Vorreitern ausführlich beschäftigt: mit der Kulturkritik von Freud, Karl Kraus, Broch und Canetti und mit der litera-

2 | David Constantine: *The Poet, the Reader and the Citizen*. The 2004 Craig Lecture. Rutgers German Studies Occasional Papers 6. New Brunswick, NJ 2006.

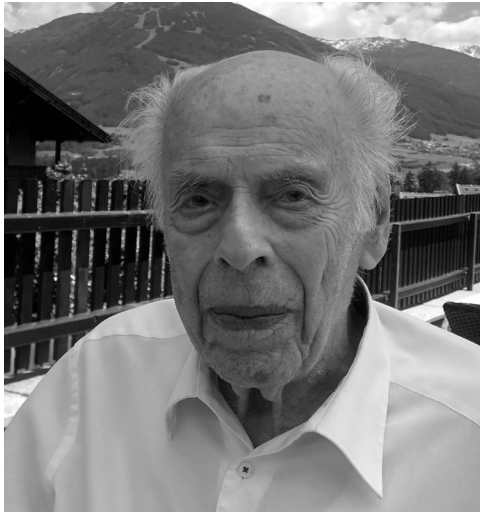
3 | William Collins Donahue: *Creative Writing in the Elementary German Classroom*. A Plädoyer for Poetry. In: *Die Unterrichtspraxis* 24.2 (1991), S. 183–189.

4 | Thomas Pfau sprach darüber in seinem noch ungedruckten Vortrag *The Habermas-Gadamer Debate 50 Years On*. University of North Carolina-Chapel Hill Center for the Humanities. Februar 2015.

rischen Verarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit (die auch mich seit Langem umtreibt). Hierfür stehen unter anderem Peter Weiss, Peter Handkes *Wunschloses Unglück* und Thomas Bernhards Autobiografie. Doppler erklärte in Forschung und Lehre, dass es ihm keineswegs darum gehe, ein bestimmtes »Kulturgut« als Statussymbol an den Mann zu bringen. Die literarische Tradition müsse ihren Wert immer erst erweisen. Unsere Sache ist das Urteil, nicht das Aburteilen. Widerstand hat Wert, aber er darf nicht in Unkenntnis gegründet sein.

Alfred Doppler mit 100 Jahren in Mutters, Österreich (13.06.2021)

Foto: William Donahue



Seine lange Arbeit an der gewaltigen historisch-kritischen Stifterausgabe hat ihm jene eigenartige Mischung aus höflichem Respekt und unterschwelliger Herablassung eingetragen, die unser Berufsstand für solche Fälle bereithält. Obwohl wir alle auf solche Ausgaben angewiesen sind und obwohl keiner besser als unsereins einschätzen kann, wie viel Arbeit darin steckt, zollen wir ihnen kaum je die gebührende Anerkennung. In den Vereinigten Staaten gelten sie nicht einmal als wegweisende »First tier«-Forschung, als Publikation ersten Ranges, auf deren Grundlage man sich an den Eliteuniversitäten des Landes um Festanstellung und Beförderung bewerben kann. Es handele sich um reines Quellenmaterial und nicht um eigenständige Forschung. Doch weiß jeder, der sich eingehend mit der Stifterausgabe befasst hat, wie viele originäre Einsichten, Einschätzungen und Interpretationen dort zu finden sind. Sie umfasst so viel mehr als sorgfältig zusammengetragene historische Dokumente und philologisches Datenmaterial.

Wenn einige Kollegen Doppler unterschätzen, liegt das nicht nur am Image der Herausgebertätigkeit, sondern auch an Stifter selbst, der allzu oft als kon-

servativer, »kulturell affirmativer« Biedermeierauteur verschrien wird, den die Österreicher aus Gründen ihrer historisch-kulturellen Entwicklung irgendwie schätzen, der aber sonst nicht mehr von Interesse ist. Diese Ansicht ist nicht völlig von der Hand zu weisen, wie Doppler uns im Seminar erklärte. Immerhin hatte der Autor des »sanften Gesetzes« eine traditionalistische Agenda. Aber in großen Autoren konvergieren oft sehr verschiedenartige oder sogar gegenstrebige kulturelle Stimmen; das hat Bachtin eindrücklich gezeigt. Stifter ist da keine Ausnahme. Doppler stellte sich hinter Friedrich Sengle, der Stifter für einen der »ernstzunehmenden« Autoren der Sattelzeit hielt und keineswegs für einen altbackenen Heimatdichter.

Zudem stellte er die These auf, dass bei Stifter noch eine ganze Menge zu entdecken sei. Existenzielle Fragen von großer zeitgenössischer Relevanz würden hier verhandelt. In seinem jüngsten Aufsatz zeigte Doppler 2019 (!), dass Stifter sowohl seine eigenen als auch die Briefe anderer literarisch überhöhte. Beispielsweise trage der Freiherr von Risach, der Protagonist des Großromans *Der Nachsommer*, »nicht wenige Züge des auf Schloss Tegel residierenden [Wilhelm von] Humboldt«⁵. Hier geht es natürlich nicht einfach darum, Ähnlichkeiten aufzuzeigen und damit Quellen anzudeuten. Im Gegenteil: Erst dadurch, dass Doppler zeigt, wie bewusst Stifter den Briefwechsel der Brüder Humboldt verarbeitete, kann er erfassen, dass der Autor auch deren grundlegenden weltanschaulichen Konflikt (zwischen Atheismus und christlichem Glauben) in sein Werk aufnahm. Diese sorgfältige Einschätzung des Briefwechsels, die ihn weder einfach als Literatur noch schlicht als Konvolut biografischer Zeugnisse ansieht, lässt Stifter in Dopplers Interpretation zu einem Autor der »Angst und Verzweiflung« werden, wie er der Forschung und der Leserschaft bisher nicht vor Augen stand.⁶

Es sind nicht dicke, bahnbrechende Bände, die Doppler zum großen Germanisten machten. Seine Welt sind kürzere Aufsätze. Mit Ausnahme der Dissertation sind selbst seine Bücher Aufsatzsammlungen. Das Genre liegt ihm im Blut, und das Fach profitiert davon.

Mit Blick auf die Canetti-Forschung, mit der ich relativ gut vertraut bin, kann ich von der erstaunlichen Wirkung dreier Aufsätze berichten, die mehr erreicht haben als manche Monografie. Man täte dem gut- und sanftmütigen Kollegen, dem ausgesprochen höflichen und freundlichen Kollegen Unrecht, wenn man verschwiege, dass er bei entsprechender Gelegenheit in wissenschaftlichen Diskussionen entschieden Stellung bezieht. Doppler verteidigte *Das Augenspiel*, den Schlussband von Canettis viel gerühmter autobiografischer Trilogie, mit deutlichen Worten gegen einige Grazer Germanistenkollegen, die das Buch als Augen-

5 | Alfred Doppler: Die Briefkultur des 18. und 19. Jahrhunderts und die Briefe Adalbert Stifters. In: Adalbert Stifter und das literarische Leben seiner Zeit: Netzwerk, Gattung, Materialität. Hg. von Werner Michler und Karl Wagner. Jahrbuch. Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich, Bd. 26 (2019), S. 173.

6 | Ebd., S. 182.

wischerei abtaten, das sich genau das zuschulden kommen lasse, was Canetti in *Masse und Macht* selbst so deutlich kritisiert habe.⁷ Doppler hielt mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg:

Das Deutungsverfahren, wie es in *Experte der Macht* sich darbietet, stellt Canetti in die Nähe verblendeter ästhetischer Machthaber, die geschichtliche Abläufe auf anthropologische Grundmuster reduzieren; es [...] gibt sich ideologiekritisch, indem es verborgene Tiefenschichten durch Zitatmontage ans Licht zu heben trachtet. Die Beweiskraft der vorgelegten Fakten ist allerdings gering, sie durchstoßen nirgendwo die Oberfläche; denn sie sind weit auseinanderliegenden Textstellen entnommen, die, dem Kontext entfremdet, ihren strukturbestimmten Stellenwert verloren haben und als Gedankensplitter einem vorbestimmten Deutungssystem mühelos sich einfügen.⁸

Das ist nicht einfach Parteinahme. Denn Doppler scheut sich an anderer Stelle auch nicht vor einem kritischen Urteil über Canetti. Über »Die Münchner Rede«, auf die Canetti so stolz war, weil er in ihr seine gesamte Ästhetik konzentriert sah, schrieb Doppler, sie »gehört in ihrer Gedankenführung nicht zu Canettis überzeugenden essayistischen Versuchen«⁹. In gewisser Weise versucht Doppler dann, die von ihm diagnostizierte Selbstbeschädigung Canettis auszuputzen, indem er den Hintergrund des Konzepts der »Verwandlung« erläutern, das alle Werke Canettis strukturiere und sogar als dessen Lebensziel gedient habe.

Dopplers großes wissenschaftliches Talent liegt darin, Leserinnen und Leser mit dem auszustatten, was sie in die Lage versetzt, einem literarischen Werk selbst zu begegnen. Er liefert, und so nannte er das im Seminar auch selbst, die »Impulse« zu Interpretationen, keine ausführlichen Erklärungen oder Beweisführungen. Sonst würde er die Freiheit des einzelnen Lesers beschränken, und das wollte er ebenso wenig, wie seine Studentinnen und Studenten zu zügeln und zu bändigen. In diesem Sinne sind Forschung und Lehre bei ihm eine echte Einheit. Aus den eben erwähnten Canetti-Aufsätzen spricht eine weitreichende Gelehrsamkeit, eine Vertrautheit beispielsweise mit den verstreuten und teils rätselhaften »Aufzeichnungen«, die die Autobiografie aus dem Würgegriff einer Lektüre befreit, die sie gegenüber den früheren, vermeintlich subtileren Werken im Stil der klassischen Moderne als minderwertig darstellt. Doppler sei Dank erkennen wir nun, dass die autobiografische Trilogie nicht als Rückfall in eine überkommene Ästhetik gelesen werden muss, dergemäß das autobiografische Ich ein

7 | Die besagten Kollegen sind Bernd Witte, Sigrid Schmid-Bortenschlager, Gerhard Melzer und Kurt Bartsch; siehe Elias Canetti – *Experte der Macht*. Hg. von Kurt Bartsch und Gerhard Melzer. Graz 1985.

8 | Alfred Doppler: Der Tod der Mutter (Zu Elias Canettis Lebensgeschichte *Das Augenspiel*). In: *Arbitrium* 4.1 (1986), S. 101–106, hier S. 102.

9 | Alfred Doppler: »Der Hüter der Verwandlungen«. Canettis Bestimmung des Dichters. In: Elias Canetti. *Blendung als Lebensform*. Hg. von Friedbert Aspetsberger und Gerald Stieg. Königstein 1985. S. 45–56, hier S. 46.

augustinisch selbstbewusster Erzähler ist, sondern als ein Werk, das von einem wahrhaft verstörenden Mutter/Sohn-Konflikt durchzogen und weniger durch erzählerisches Selbstbewusstsein als durch existenzielle Angst geprägt ist.¹⁰

Meinen Hinweis auf Canetti bitte ich nicht nur meiner Betriebsblindheit zuzuschreiben. Ich glaube, dass Doppler sich wie Canetti dem Gedanken an eine »Verwandlung« des Menschen durch die Kunst verpflichtet fühlt, eben an eine »Erweiterung des Daseins«, die, wie er mit Bezug auf *Das Augenspiel* selbst sagte, »immer mit schrecklichen Geburtswehen verbunden ist«.¹¹ Besser als jeder andere Wissenschaftler, den ich kenne, kann er diese Haltung erklären, und sein Lebenswandel bezeugt, dass er es ernst damit meint. Er forscht nicht nur zur Lyrik, rezitiert nicht einfach, sondern richtet sich in der Dichtung ein, und er gestattet es ihr, auf wundersame Weise seine Seele zu verwandeln und zu weiten. Dieses Geschenk macht er all seinen Studentinnen und Studenten und sicher auch allen, die ihn lesen.

* * *

Vor einigen Jahren besuchte ich Alfred Doppler zu Hause in der Schulgasse in Mutters, unweit von Innsbruck, und er brachte mir eines von Trakls längeren, komplizierten Werken zu Gehör. Ich hörte nicht weniger gebannt zu als 35 Jahre zuvor, bei meiner ersten Begegnung mit ihm. Übrigens handelte es sich bei der Dame mittleren Alters, die (nicht nur) in jener ersten Seminarsitzung neben mir saß, um Waltraut Doppler, seine geliebte Ehefrau. Wir waren ihr bald so innig verbunden wie ihm. Mancher munkelte, sie habe sich nur deshalb ins Seminar begeben, damit ihr Mann nicht auf dumme Gedanken komme, aber das kam uns allen völlig abwegig vor. Sie war unersetzen und seinetwegen da. Wenn sie merkte, dass er eine unserer Fragen nicht richtig verstanden hatte oder dass jemand unsicher war, sich aber nicht traute, eine Frage zu stellen, ließ sie uns ihre Stimme. Die beiden waren ein echtes Paar, und seine Pädagogik trug nicht zuletzt aufgrund ihrer Einschaltungen Früchte. Mein Lebensthema verdanke ich auch ihr, denn während jener Sommer in Middlebury vermittelte sie mir ihre Bewunderung für Canetti.

Aus dem Englischen von Christophe Fricker

10 | Alfred Doppler: Gestalten und Figuren als Elemente der Zeit- und Lebensgeschichte. Canettis autobiographische Bücher. In: Autobiografien in der österreichischen Literatur. Von Franz Grillparzer bis Thomas Bernhard. Hg. von Klaus Amann und Karl Wagner. Innsbruck 1998 (Schriftenreihe Literatur des Instituts für Österreichkunde 3), S. 113–123; hier S. 115ff.

11 | Ebd., S. 117.